

Arnold Voß Immer wieder aufstehen und den Tiger reiten – New York Citys Stadtentwicklung vor und nach dem 11. September 2001

Der 11. September hat die Stadt schwer getroffen, aber nicht grundsätzlich verändert

Über den Terroranschlag vom 11. September 2001 und seine unmittelbare Wirkung auf die Stadt New York und ihre Bewohner ist alles schon gesagt, gezeigt und beschrieben worden und es wäre an dieser Stelle nicht sinnvoll es noch einmal zu tun. Vielmehr kann man davon ausgehen, dass das Ereignis selbst in einer Weise in das kollektive Gedächtnis nahezu der ganzen Weltbevölkerung eingegangen ist wie kein anderes zuvor. Insofern ist es nicht nur für die Stadt New York sondern für den ganzen Globus in Art und Maß ein vorerst singuläres Vorkommnis, das schon deswegen keine generalisierenden Schlussfolgerungen erlaubt. Erst recht nicht für den Städtebau und die Stadtplanung dieser Stadt, um die es aus Sicht des 11. September im folgenden gehen soll.

So musste auch die hektische, durch die Medien angeheizte Architekturdebatte über das „zu hohe“ Hochhaus über kurz oder lang im Sande verlaufen und ist aktuell wieder da angekommen, wo sie in New York seit Beginn seiner vertikalen Dynamik stand, bei der Frage nach der Bodenrendite. Die Stadt ist zwei Jahre nach dieser in jeder Weise die Grundfesten der Stadt erschütternden Katastrophe dadurch auch wieder zu dem gezwungen, zu dem sie immer verdammt war: einen mehr oder weniger positiven Blick in die Zukunft. Denn eine Stadt wie New York kann ihrer eigenen ökonomischen Dynamik nicht entkommen, dazu ist diese zu fest in ihre politisches, und auch in ihr gebautes System verankert und in den Köpfen ihrer Bewohner als kollektives stadtkulturelles Selbstverständnis eingegraben.

Das heißt natürlich nicht, dass der 11. September letztlich spurlos an dieser Weltmetropole vorbei gegangen ist. Dafür war und ist das dadurch ausgelöste menschliche Leid einfach zu groß und der kollektive Angstzustand einfach zu intensiv gewesen. Wie sagte einst ein berühmter Gehirnforscher: „Der Mensch kann zwar seine Erinnerungen vergessen, aber die Erinnerungen vergessen ihn nicht“. Selbst nach vielen Jahren wird denen, die den 11. September selbst erlebt haben beim Anblick der Lücke, die die beiden Türme des World Trade Center in der Skyline gerissen haben, oder aber auch beim Sichten dessen, was, ihnen baulich gefolgt ist, ja was sie vielleicht sogar bewusst ersetzen sollte, ihre eigenen ganz persönlichen Erinnerungen daran wieder überfallen. Ob sie das wollen oder nicht.

Auszug aus:

Ursula von Petz (Hg.)(2004): „Going West?“ Stadtplanung in den USA - gestern und heute. Dortmunder Beiträge zur Raumplanung, Bd. 116

Angst ist allerdings im mehr oder weniger großem Ausmaß, vor allem im öffentlichen Raum dieser Stadt, ein fester Bestandteil des kollektiven und des individuellen Gefühlshaushaltes, den die meisten New Yorker alltäglich zu überwinden haben. Da aber das Verdrängen von Ängsten, vor allem wenn man ihre Ursachen als Einzelner nicht verändern kann, häufig der einzig gangbare Weg ist, mit ihnen umzugehen, ist auch dieser Vorgang ein fester Bestandteil der städtischen Psyche.

Natürlich haben die New Yorker nicht vergessen, dass nur wenige Jahre vor der Jahrtausendwende schon einmal islamische Terroristen per Dynamit beladenem Lastwagen das WTC von unten zu sprengen versuchten. Aber es blieb ihnen gar nichts anderes übrig, als diesen Tatbestand absichtlich aus ihrem Bewusstsein zu entfernen, wenn sie nicht zugleich die Entscheidung hätten fällen wollen, ihren Wohnort für immer zu verlassen. Sie haben es nach dem ersten Anschlag auf ihr Wahrzeichen nicht getan und sie taten es auch nach dem 11. September nicht. Die die kurzfristig gingen, waren ein paar Hundert und von denen ist die Mehrzahl wieder zurück gekommen. Es war kein geringerer als Woody Allen der dieses Phänomen in seine unnachahmlichen Art kurz nach der Katastrophe des 11. September auf den Begriff brachte in dem er den Journalisten sagte: „Eh sie mich aus meiner Stadt vertreiben, müssen sie schon eine Atombombe werfen, und damit hätte sich die Frage im nachhinein von selbst erledigt.“

Aber selbst die massive materielle Stadtzerstörung war den New Yorkern vor dem 11. September nicht grundsätzlich fremd. Nicht nur, dass ein großer Teil der Gebäude, vor allem in Manhattan nur deswegen überhaupt entstehen konnte, weil ein anderes, meisten kleineres und vor allem niedrigeres abgerissen wurde. In den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts begann eine Art von baulich-räumlicher Vernichtung, die in ihre Intensität und Ausbreitung – wenn auch über einige Jahre und in der Fläche viel mehr verteilt –, mit Ausnahme der vielen Toten in den Folgewirkungen dem 11. September kaum nachstand. Ganze Stadtviertel wurden verwüstet, über 100.000 Wohnungen in zigtausenden von Häusern gingen verloren. Ganze Straßenzüge sahen aus, als hätte ein feindlicher Luftangriff sie in Schutt und Asche gelegt. Dieser Angriff auf die Stadt kam allerdings von innen, war in gewisser Weise Teil der ökonomischen und sozialen Eigendynamik der Stadt, und insofern bleibt der 11. September auch aus dieser Perspektive ein bislang und wahrscheinlich auch in Zukunft einmaliges Ereignis.

Genau aus diesem Grunde hat er allerdings, rein ökonomisch gesehen, die Stadt auch weniger getroffen als die Täter sich wohlmöglich erhofft hatten. Nicht nur, dass neben der versicherungsrechtlich gesicherten finanziellen Wiedergutmachung auch noch eine sehr große Summe nationalen Geldes als materielle Hilfestellung in die Stadt geflossen ist. Entscheidender ist vielmehr der Umstand, dass durch den Anschlag zwar zig Tausende Arbeitsplätze im wahrsten Sinne des Wortes vernichtet wurden, aber nicht die damit verbunden Märkte, sprich der Bedarf nach ihnen und den dafür notwendigen Gebäuden. Auch städtebaulich wird man aus diesem Grunde New York schon in wenigen Jahren, zumindest auf

den ersten Blick, die durch den Terrorangriff zugefügte Wunde nicht mehr ansehen.

Dies wird den kollektiven Verdrängungsmechanismus seiner Bewohner, sofern nicht ein weiterer ähnlicher Anschlag geschieht, in den nächsten Jahren erheblich erleichtern und verstärken. Das gleiche gilt, jetzt schon absehbar, aber auch für seine vielen Besucher, denn die Hotels waren zur Mitte des Jahres 2003 schon wieder zu durchschnittlich 80% ausgelastet. Aber es ist nicht nur die Verdrängungsneigung, die den New Yorkern bei der Bewältigung dieses einmaligen Schocks helfen wird und sie würde in ihrer Zweischneidigkeit auch nicht dafür ausreichen. Hinzu kommt eine ebenso in die Soziokultur der Stadt tief eingegrabene quasinatürlicher Risikobereitschaft und ein damit verbundener unbändiger Überlebenswillen, den diese Stadt seit ihre Gründung von jedem verlangt, der sich ihr alltäglich und auf längere Zeit zu stellen wagt. Beide Eigenschaften lassen für die meisten ihrer Bewohner jede Bedrohung zugleich zur neuen Herausforderung werden, und sei es nur in dem Sinne, dass man sich, wenn man sie weder verhindern, geschweige denn noch länger verdrängen kann, zumindest nicht von ihr überwältigen lässt. Wenn man sich vor Augen führt, was ein totaler Stromausfall – wie kürzlich in New York geschehen – nach dem 11. September für individuelle und kollektive Retraumatisierungspotentiale eröffnet, und dann das schon mehr als gelassene Verhalten der Betroffenen beobachten konnte, weiß man wovon hier die Rede ist.

Dieser alltägliche Überlebenswille hat zu einer alltäglichen Solidarität geführt, die man dieser Bevölkerung auf den ersten Blick gar nicht zutraut, nicht zuletzt weil ihre Stadt von ihnen – zumindest aus europäischer Sicht, in ihrer alltäglichen Nutzung, aber auch in ihrem ökonomischen Grundsystem jede Menge an Ellebogenverhalten und Egoismus abverlangt. Diese Hilfsbereitschaft ist aus diesem Grunde allerdings auch mehr eine latente, denn eine manifeste. New Yorker unterstützen einander nur dann, wenn sie vom Erfolg dieser Unterstützung überzeugt sind oder wenn es gar keine Alternative dazu gibt, und das egal zu welcher Schicht oder zu welcher Ethnie sie gehören. Sie wägen pragmatisch ab, ob sie wirklich helfen können und/oder unausweichlich müssen. Dann allerdings tun sie es in der Mehrzahl sofort und mit voller Kraft. Die materielle und soziale Schadensbewältigung des 11. September war dafür ein schlagendes Beispiel in ganz großem, in gewisser Weise unvergleichlichen Maßstab. In viel kleinerem kann diese Hilfsbereitschaft jedoch, gerade im öffentlichen Raum dieser Metropole alltäglich beobachtet werden.

Um diesen pragmatischen und zugleich über alle Schichten hinweg solidari-schen Umgang mit alltäglich krisenhaften Zuspitzungen und kollektiven Katastrophen allerdings richtig einschätzen zu können, muss man sich vor Augen führen, dass New York City von seiner Entstehungsgeschichte keine rein amerikanische Stadt ist, sondern ein europäisch-amerikanisches Amalgam und dass sie bis heute, wie kaum eine andere amerikanische Stadt der dauerhaften Einwanderung unterliegt.

Das europäisch-amerikanische Amalgam oder: New York ist eine sozialliberale Stadt

Geschichtlich begründet liegt dies natürlich in der Zusammensetzung der ersten Einwanderergenerationen und in der Tatsache, dass bis heute die Europa-Amerikaner und unter ihnen insbesondere die jüdische Gemeinde einen großen politischen und kulturellen Einfluss in der Stadt haben. Das hat der Stadt insbesondere im 20. Jahrhundert eine für amerikanischer Verhältnisse geradezu sozialdemokratische Prägung gegeben, in der Liberalität mit sozialstaatlicher Orientierung verbunden wurde. New York ist bis heute eine der wenigen amerikanischen Grosstädte, die so etwas wie Mieterschutz, Sozialhilfe und Wohnungsbau für die unteren Einkommenschichten flächendeckend kennt und diese Errungenschaften von der politischen Führungsschicht als auch von der Bewohnerseite her mehrheitlich und grundsätzlich verteidigt. Gerade die farbige Bevölkerung der Stadt ist ja auch insbesondere darauf angewiesen und der Einfluss ihre politischen Führer, der zwar immer noch weit unterhalb des Anteils ihres faktischen Populationsanteils von gut 45% liegt, nimmt in den letzten 20 Jahren langsam aber sicher zu.

Die spezielle europäisch-amerikanische Mixtur der Metropole ist aber auch direkt im Städtebau sichtbar. Nicht nur dass fast alle europäischen Architekturstile des 19. und 20. Jahrhunderts in der Stadt repräsentiert sind. Auch das Raster selbst ist, wenn man es zusammen mit seiner parzellenartigen Füllung und deren gestalterischer Individualität näher betrachtet, eine Mischung aus dem amerikanischen Pragmatismus der optimalen ökonomischen Nutzung und der vorrangig automobilen Erreichbarkeit einerseits sowie der europäischen Tradition der kompakten und kleinteiligen Stadt mit Blockstruktur und relativ klarer Aufteilung von öffentlichen und privaten Räumen andererseits. Sie ist obendrein nicht nur eine (amerikanische) Auto- sondern auch und vor allem in Manhattan eine (europäische) Fußgängerstadt par excellence, gestützt von einem öffentlichen Nahverkehr, um den sie selbst europäische Metropolen beneiden. Gerade Manhattan hat dadurch einen Grad an Urbanität erreicht, die, gestützt durch eine in den Untergeschossen der Hochhäuser erstaunlich kleinteilige und gesamtstädtisch eher dezentrale Versorgungsstruktur und kombiniert mit einem äußerst liberalen Ladenschlussgesetz, gerade für die europäischen Touristen von besonderer Anziehungskraft ist.

Ja das strenge Raster selbst ist durch eine auch de facto von den Europäern beeinflusste Platz- und Parkstruktur ergänzt und zum Teil regelrecht organisch aufgebrochen worden. „Rein“ amerikanisch ist eigentliche nur die vertikale Ausprägung der Stadt als Hochhauslandschaft, die bis fast in die Mitte des 20. Jahrhunderts überhaupt noch keine gesetzliche Höhenbeschränkung kannte. Aber auch hier zeigt die seit neuestem wieder belebte Tradition des Set-Back-Hochhauses, die durch nach oben hin zurückspringende Aussenkanten und Fassaden für mehr Belichtung der Straßenschluchten und damit auch für eine besseres Mikro- und Me-

soklima sorgen, die „mäßigen“ Elemente europäischer Stadtkalküle. Bei näherer Betrachtung spiegeln aber auch die Mezzanin- und Foyergeschosse sowie die fein ornamentierten Fassaden und Spitzen der frühen und wieder auch der post-modernen Wolkenkratzer das Bedürfnis nach (europäischer) gestalterischer Domestizierung der optimalen Flächen- und Höhenausbeute.

Im Kern jedoch und trotz aller Europäisierung ist das Gesamtwachstum der Stadt in Form und Inhalt ein ungebrochen amerikanisches und dessen Kriterien lauten nach wie vor und flächendeckend und nicht nur in New York: Speed and Volume!

Der zivilgesellschaftliche Einfluss der kontinuierlichen Einwanderung

Ebenso grundamerikanisch sind die zivilgesellschaftlichen Wirkungen dauerhafter Einwanderung. Genauer gesagt bestimmt die mit der Einwanderung unweigerlich verbundene grundsätzliche Risikobereitschaft und der daraus folgende unbändige Überlebenswille am neuen Lebensort das amerikanische an New York. Aus ihr erwuchs und erwächst täglich – gerade auf Grund ihrer strukturellen Benachteiligung – ein überdurchschnittlicher Grad an Selbstorganisation. Das gilt jedoch noch mehr für ihre religiösen Institutionen und deren Führer. Nicht nur dass sie in den ethnischen Gruppen selber über erheblichen sozialen, kulturellen und politischen Einfluss verfügen. Sie mischen sich vielmehr kontinuierlich in die Zielbildungsprozesse der Stadtentwicklung und des Städtebaus ein und verfügen z.T. über eigene Planungsorganisationen, die die Interessen ihrer Klientel schon im Vorfeld konkreter Maßnahmeplanung in die Entscheidungsprozesse einbringen.

Die Entwicklung bestimmter rein ethnischer und zugleich sehr verarmer Stadtteile, wie z.B. die vom gänzlich schwarzen Harlem, lassen sich überhaupt nicht ohne den Einfluß religiöser Institutionen und Führer erklären. Was hier die schwarze Kirche auch für den Wiederaufbau dieses Stadtteils getan hat, ist von unschätzbarem Wert, wobei ihr spezieller Einfluss auf die schwarzen Frauen oder genauer auf deren besondere Gläubigkeit auch schon in den Jahrzehnten des Niedergangs noch Schlimmeres verhindert hat. Die völlige Zerstörung der dortigen Sozial- und vor allem Familienstrukturen wurde vor allem durch ihre emotionale, geistige und in hohem Maße auch körperlichen Arbeit und die bei den meisten von ihnen dahinter stehenden religiösen Tugenden von Glaube, Liebe und Hoffnung aufgehalten. In Central Brooklyn wurde sogar ein Teil des Wohnungsneubauprogramms direkt und materiell von der schwarzen Kirche finanziert.

Der zivilgesellschaftliche Einfluss von privaten Stiftungen und Mäzenatentum

Ebenso zivilgesellschaftlich einflussreich in der New Yorker Stadtplanung sind private Stiftungen und das Mäzenatentum des Großkapitals. Diese Foundations und philanthropischen Einzelpersonen kümmern sich neben anderen Thematiken nicht nur um allgemeine raumplanerische und städtebauliche Fragen sondern fühlen sich

in besonderer Weise mit der baulichen und sozialen Entwicklung „ihrer“ Stadt verbunden und setzen dieses Interesse häufig zusammen mit den in dieser Stadt immer noch sehr aktiven Intellektuellen aus Kunst, Architektur und Literatur auch öffentlich durch, oder zumindest in Szene. Dabei geht es nicht nur um den Erhalt von Landmarks und die Förderung von Verschönerungs- und Revitalisierungsmaßnahmen im öffentlichen Raum sondern auch um die Thematisierung von Verarmung, Aids, Drogenabhängigkeit und Obdachlosigkeit. Gerade im letzten Problembereich hat sich ein Bündnis der Betroffenenorganisationen der Homeless-people mit dem oben genannten zivilgesellschaftlichen Organisationsbereich der Oberschicht herausgebildet, der zumindest eine Zeit lang recht erfolgreich zusammen operierte. Sie war jedoch in Anbetracht des erneuten Durchmarsches der Dienstleistungsökonomie und des auch von den meisten New Yorkern geschätzten und von Giuliani systematisch vermarkteten „öffentlichen Sicherheitsgefühls“ aber nicht mehr so erfolgreich wie in den 80er Jahren. Das ist nicht verwunderlich, denn an der tief in die New Yorker Geschichte eingegrabenen sozial-liberalen Seite der Stadtkultur und den aus ihr immer wieder geborenen Versuchen, zumindest bei ausreichendem Stadtsäckel eine nachhaltige und sozialverträglichere Heilung des immer wieder kehrenden Leides an und in dieser Metropole zu versuchen, sind die parallel verlaufenden gesellschaftlichen Gesamttendenzen der sich immer weiter polarisierenden amerikanischen Gesellschaft und der damit immer weiter gehende Abbau letzter sozialstaatlicher Sicherungen, nicht spurlos vorübergezogen.

Downtown-Manhattan und die regionalökonomische Antriebsrolle der CBDs

Diese oben genannten besonderen zivilgesellschaftlichen Rahmenbedingungen erklären zwar über die aktuelle Not und ihre Handlungszwänge hinaus, wieso New York die sozialorganisatorische und materielle Glanzleistungen der bisherigen Aufräumarbeiten am Ground Zero in so kurzer Zeit vollbringen konnte, den Wiederaufbaudruck erklären sie jedoch nicht. Dazu muss man sich vielmehr den besonderen Standort der Verwüstungen vergegenwärtigen, denn die Grundfläche des WTC war und ist einer der wichtigsten Areale in Down-Town-Manhattan und damit zentraler Teil eines der beiden Central Business Districts, die das pulsierende Doppelherz von New York City ausmachen. Downtown und Midtown sind nicht nur die ökonomischen Motoren der Metropole sondern bestimmen auch jenseits der unendlich vielen gebäudlichen Einzelausprägungen die städtebauliche Form der Stadt. Ihre beiden Hochhausgebirge prägen das Nah und das Fernbild der Skyline, die bei guter Sicht auch von den Landreisenden schon oder noch aus 100 Km! Entfernung zu orten ist. Ihre ökonomische Macht hat sich so relativ umstandslos in architektonische Dominanz übersetzt und zugleich Städtebaugeschichte geschrieben.

Wie zwei immer wieder unter Druck stehende Kessel haben die beiden CBD's durch und seit ihrer Entstehung abwechselnd und überlagernd Bewohner und Ar-

beitsplätze aus Manhattan und später auch aus New York City heraus- und immer weiter in das Umland gespült. Das eigentliche Stadtgebiet von New York City hielt noch 1920 gut 75% aller Arbeitsplätze der gesamten Metropolitan Area, von denen wiederum der größte Teil in Manhattan konzentriert war. Selbst 1956 hatte dieser Stadtteil noch 40% sprich zwei Fünftel aller Arbeitsplätze der gesamten Region auf sich vereinigt und das wiederum im wesentlichen in Downtown und Midtown. Kurz vor Beginn des zweiten Jahrtausends sind es „nur“ noch 25%. Betrachtete man jedoch die absolute Menge der Arbeitsplätze so ist diese auf sage und schreibe fast drei Millionen Menschen angestiegen. War das Umland also der quotenmäßige Gewinner der Arbeitsplatz- und damit auch der Einwohnerentwicklung – was im übrigen auch dort zu neuen Downtowns und Bürohausclustern geführt hat – so hat New York City und vor allem Manhattan seine Zentrumsposition sowohl qualitativ als auch quantitativ nicht nur behalten sondern ausgebaut.

Dabei hat sich vor allem in den letzten 40 Jahren und massiv beschleunigt in den letzten 20 Jahren auch ein erheblicher Strukturwandel innerhalb der dortigen Arbeitsplätze vollzogen. Waren noch zu Beginn der Nachkriegsepoche fast alle Sektoren der Ökonomie, sprich das produzierende, das transportierende und das verteilende Gewerbe einschließlich der schon zu diesem Zeitpunkt überdurchschnittlich vorhandenen Dienstleister in Manhattan und den direkt angrenzenden Stadtgebieten vertreten, so drückte der unaufhaltsame Siegeszug des letzteren Sektors alle anderen mehr oder weniger aus dem Zentrum heraus.

Jetzt, zwei Jahre nach dem verheerenden Anschlag auf das World Trade Center zeigt sich diese Grundtendenz wieder deutlich an seiner Wiederaufbauplanung. Die verloren gegangenen 1.245.000 Quadratmeter Bürofläche sollen nicht nur wieder ganz neu entstehen sondern durch noch höhere Gebäude vermehrt werden. Es ist absehbar, dass der Architekt Daniel Libeskind, durch sein Holocaustmuseum in Berlin weltberühmt geworden und Träger des ersten Preises für den Neubau, durch den dahinter stehenden Druck des Immobilienkapitals zu erheblichen Konzessionen gezwungen sein wird. Hinzu kommt die Jahrzehnte alte innerstädtische Standortkonkurrenz zwischen den beiden CBDs selbst. Während Midtown nicht nur rein räumlich größere Ausdehnungsmöglichkeiten hat, es verfügt obendrein noch über die Nähe zum Central Park und damit ein relativ großes Wohnungsangebot gehobener Qualität für das mittlere und obere Einkommensegment der vor allem im Banken-, Versicherungs- und Finanzwesen beschäftigten Mitarbeiter. Die geringeren Ausdehnungsmöglichkeiten der Gegenden um die Wallstreet war im übrigen der Hauptgrund dafür, dass das World-Trade-Center den bisherig gesetzten Höhenmaßstab so massiv durchbrechen und so auch zum neuen Wahrzeichen der ganzen Stadt werden konnte. Das in unmittelbarer Nähe gelegene und gut 15 Jahre später errichtete Spitzenwohngebiet Battery Park City sollte dazu den Nachteil der Nicht-Park-Lage endlich ausgleichen. Auch hier sind im übrigen die Mietpreise, die unmittelbar nach dem Hochhauscrash fast um die Hälfte gesunken waren, mittlerweile wieder auf die alte Höhe, ja sogar darüber hinaus angestiegen.

Aber nicht nur der ökonomische Baudruck sondern die Mehrheit der New Yorker verlangt danach eben nicht nur das Denkmal, die symbolische Erinnerung, sondern zugleich den eigenen Überlebenswillen zu demonstrieren. Nicht umsonst war schon kurz nach der Zerstörung der beiden Türme der fast trotzige massenhafte Wunsch aufgetaucht, sie genauso wieder aufzubauen. Erst in der Phase der ersten trauernden Verarbeitung ist diese spontane Idee einem stärkeren Denkmalkonzept gewichen, das auch zur Ablehnung der aller ersten in jeder Weise monströsen Wiederaufbauentwürfe der schnell herbeigerufenen oder sich selbst autorisierten weltweiten Architekturelite geführt hat. Jetzt, da zumindest für die nicht direkt Betroffenen auch die Trauerphase dem Ende zugeht, ist die Öffentlichkeit wieder bereit der angestammten und bewährten Wiederaufbau- und Verdrängungsstrategie zu folgen und dem Neuen mehr Platz zu geben als dem Erinnern.

Der besondere Umgang mit privatem Bodeneigentum und Kapital

Zugleich kommt etwas zum tragen, was das am meisten amerikanische an New York ist: der starke und bestimmende Einfluss des privaten Kapitals als solchem in der New Yorker Stadtplanung. Generell und traditionell ist die Kapitalmobilität in den USA sowieso schon größer als in Europa, wenn auch im Rahmen der Globalisierung entsprechende Tendenzen in der ersten Welt zunehmend Raum greifen. Sie wird auch durch die besondere Förderung des privaten Eigentums in der amerikanischen Verfassung, d.h. auch in der daraus abgeleiteten Boden- und Immobiliengesetzgebung traditionell unterstützt. Sie ist aber auch in der besonderen gesellschaftlichen Anerkennung der Person des Unternehmers und seiner individuellen Aufstiegsdynamik und Tatkraft zivilgesellschaftlich stark und alle Schichten übergreifend verankert. Hinzu kommt, dass die Bodenertrags- und Veräußerungssteuer eine der wichtigsten Einnahmequellen der meisten amerikanischen Städte ist und diese sich damit dem ausschließlich am privaten Gewinn orientierten Umgang mit ihrem Boden grundsätzlich nur in Ausnahmefällen entgegen stemmen können. Das aber erst recht nicht in einer ständig wachsenden und sich verändernden Stadt wie New York City, mit der sich die überwiegende Zahl ihrer Bewohner gerade wegen dieser Eigenschaften – trotz aller Belastungen, die sie ihnen dabei immer wieder auferlegt – identifiziert. Im übrigen fordert diese Stadt auch – zumindest bis zum Anfang der siebziger Jahre – von der Kapitalseite im nationalen Vergleich weit überdurchschnittliche steuerlichen Abgaben.

In dieser gesamtgesellschaftlich begründeten und durch die spezifischen Entwicklungsdynamik der Stadt strukturell gefestigten Macht des spekulativen und/oder des investiven Geldes war deswegen immer nur ein Korrektiv gegenüber der Kapitalseite möglich: Die Von-Vorne-Herein-Kopplung gesetzlichen Verwaltungshandelns mit der konsensorientierten Verhandlung. Dieses Prinzip spiegelt sich auch in den Raumplanungsverfahren wieder, die in ihren Nut-

zungs-, Dichte- und Höhenfestlegungen von Anfang an Verhandlungsspielräume vorsehen oder offen halten. Diese wiederum sind jedoch zugleich auch Einfallstore für die jeweilige städtische Gegenmacht, die zivilgesellschaftlichen Einflussmöglichkeiten außerhalb und gegen das reine und vor allem private Profitabilitätskriterium. In diesem Rahmen haben sich bestimmte Problemlösungen sogar als üblich und normal eingebürgert, die zu Anfang vielleicht nur als Ausnahmeregelungen gedacht waren, wie z.B. die Möglichkeit, über die auch in New York formal festgelegten Geschossflächen hinaus zu bauen, wenn der Investor in den unteren Etagen öffentliche oder zumindest öffentlich zugängliche Flächen schafft.

Mittlerweile werden jedoch komplette Infrastrukturmaßnahmen wie ganze U-Bahnhöfe oder zumindest ihre komplette Erneuerung privat finanziert, um im Gegengeschäft zugleich darüber die vorgeschriebenen Höhen des Bauwerks zu überschreiten. Auch andere eher sozial orientierte sogenannte Linkage-Geschäfte sind nicht selten. So wurde z.B. beim Bau der Battery Park City von den privaten Investoren für die dortigen Luxus- und Mittelschichtwohnungen Geld oder sogar Investitionsverpflichtungen in und für das Lower-Income-Housing Programm abgezweigt.

So ist auch beim Wiederaufbau auf der ehemaligen Fläche des World Trade Centers ein spezifisches Verhandlungsmarathon zu erwarten, denn zum einem sind die Grundstücke überwiegend im Besitz öffentlichen Institutionen, zum anderen aber ist ein Teil von ihnen und das drauf stehende World Trade Center an Larry A. Silverstein, einen privaten Immobilienmogul, verpachtet gewesen, der auf Grund der versicherungsrechtlichen Zahlungen und seinem eigenen Milliardenvermögen über das alles entscheidende Kapital für den Neubau verfügt. Er zahlte bislang an den Bodeneigner, New Yorks 1921 gegründete Port Authority, der auch die beiden Flughäfen der Stadt gehören, 130 Millionen Dollar pro Jahr an Pachtzins und verlangt bei Reduzierung der Neubaugeschossflächen eine entsprechende Reduzierung dieser Zahlungen. Die von der Port Authority gegründete Lower Manhattan Development Corporation (LMDC), die für die bisherigen und zukünftigen Planungen verantwortlich ist, will natürlich die alte Pachtsumme, ja wenn nicht eine höhere für die Port Authority herauschlagen und besteht deswegen ebenfalls auf eine optimale Büroflächenausbeute. Von städtischer Seite werden zusätzlich ein Hotel, weitere Kultureinrichtungen und vor allem mehr Wohnraum als bisher gefordert. Diese will die LMDC allerdings wenn möglich außerhalb der eigenen Flächen realisiert sehen.

Die Stadtkonkurrenz mit Jersey City

Hinzu kommt, das New Yorks Port Authority auch für die ehemaligen und noch in Betrieb befindlichen Hafengelände auf der anderen Seite des Hudsons, also im Bundesstaat New Jersey, genauer gesagt in den Städten New Jersey und Bayonne zuständig ist. Deswegen sitzt neben dem Gouverneur des Staates New York auch der Gouverneur des Staates New Jersey im Aufsichtsrat der Hafenbehörde.

Hinter diesem sitzen wiederum die Pächter und Eigner der Grundstücke, auf denen sich in Blickweite des ehemaligen WTC, gerade mal eine Fähren- bzw. Path-Train-Station entfernt auf der anderen Seite des Hudson Rivers, in den letzten 15 Boomjahren eine neue attraktive Skyline mit Büro- und Wohntürmen entwickelt hat.

Die Steuerbehörde dort verlangt obendrein schon seit vielen Jahren weniger Grundsteuern um weitere Arbeitsplätze von Manhattan wegzulocken und so kam den dortigen Immobilienhaien der Anschlag auf ihren Konkurrenten, bei aller menschlichen Tragik, rein ökonomisch natürlich zu pass, in dem ihre spekulativen Leerstände auf der anderen Seite des Flusses sofort besetzt und im Neubau befindliche stante pede ausgebucht waren.

Natürlich ist auch den Investoren in New Jersey am Wiederaufbau in Manhattan gelegen, nicht zuletzt weil der Anschlag auch die unter dem WTC gelegene gewaltige Untergrundbahnanlage und damit die direkte Bahnverbindung nach Downtown Manhattan zerstört hat. Mit der kürzlich vorgenommenen Einweihung des Neubaus dieser ehemals unterhalb des WTCs abgesiedelten Bahnhofs durch den neuen Bürgermeister Michael Bloomberg ist dieses Manko zwar wieder behoben. Den durch die Zerstörung der Bürogebäude und die absehbare Zeit des Wiederaufbaus gegönnten Zeitvorsprung allerdings wird man in New Jersey zu nutzen wissen. Sind doch dort, im Gegensatz zu Downtown Manhattan, noch ausreichend Ausdehnungsflächen frei.

So erhöht sich aber andererseits der Baudruck auf der Manhattan Seite weiter, denn jeder Monat Bauverzögerung bringt weitere Vorteile für den Standort um den Exchange Place. So ist es nicht verwunderlich das einer der erste neuen Bürogebäude am Rande von Ground Zero schon fast fertig gebaut ist, ehe überhaupt der Masterplan zum Gesamtgelände parlamentarisch beschlossene Sache ist. Ebenso überrascht es nicht, dass die eigentliche Denkmalfäche aus der Mitte des Grundstücks an den Rand verlegt werden soll, denn nur so lässt sich der weitere Neubau forcieren ohne dauernd auf den aktuellen Stand der Trauer- und Erinnerungsvorstellungen der Betroffenen Rücksicht nehmen zu müssen.

Deren Vorstellungen zu einem Mahnmal sind mittlerweile so vielfältig, dass die Stadtverwaltung auch hier einen ebenfalls weltweiten und unbeschränkten Wettbewerb ausgeschrieben hat. Die Resonanz übertraf alle Vorstellungen der Initiatoren, denn schon in kürzester Zeit waren mehr als 5.000 Einsendungen zu verzeichnen, was die weitere Vorgehensweise keineswegs vereinfachen und damit den Baubeginn zumindest des Mahnmals selbst weiter verzögern wird. So kommt die

ökonomische Dynamik der Stadt immer mehr in Konflikt mit der Trauerarbeit, die für die, die beim Anschlag ihre Angehörigen und Freunde verloren haben, aus der Natur der Sache heraus viel mehr Zeit braucht, als es sich die Stadt als ganze erlauben kann.

Die Ungleichzeitigkeit und Gegenläufigkeit der Stadtentwicklung als Normalität

Diese Ungleichzeitigkeit, ja Gegenläufigkeit von sozialen und ökonomischen Dynamiken ist jedoch ebenfalls ein fester Bestandteil des kollektiven Erfahrungsschatzes dieser Stadt und damit ein Teil ihrer Soziokultur. Während am Ground Zero immer noch, wenn auch zum Teil schon hoch kommerzialisierte Erinnerungsarbeit geleistet wird, findet gerade mal in 800 Meter Luftlinie davon entfernt mittlerweile wieder der Festivaltrubel am Pier 17 statt, und wer es selbst erlebt hat, kann darin weniger den Zynismus als den oben schon mehrfach erwähnten unbedingten Überlebenswillen dieser Stadt in Aktion sehen.

Aber auch innerhalb der Ökonomie der Stadt gab es immer schon die Gleichzeitigkeit von Wachsen und Schrumpfen, von Krisenzuspitzung und Boom. Sie fand natürlich nie unmittelbar auf dem gleichen Areal statt, aber die räumliche Entfernung zwischen negativer und positiver Dynamik war manchmal nicht mehr als ein Baublock und auch bei viel größerer Distanz blieb die Differenz für die Mehrheit immer als zu ein und der selben Stadt gehörig wahrnehmbar. Das damit verbunden systematische meiden ganzer Stadtbezirke – sofern man nicht selbst gezwungen war dort zu wohnen oder zu arbeiten – gehörte während der gesamten siebziger und achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts zum Alltagskodex der Stadt und ging dabei weit über das in Metropolen dieser Art üblichen räumlichen Ausweichverhalten hinaus. Der Besuch bestimmter Straßenzüge in der South-Bronx, in Central Brooklyn, in Harlem und in der Lower East Side bargen ernst zu nehmende tödliche Bedrohung auch für den zufälligen Passanten. Bystanderkilling, sprich unschuldiger Tod durch zufälliges Nahbeisein, wurde in dieser Zeit zum feststehenden Begriff. Aus der Sicht der sich beschießenden Banden, würde man heute von innerstädtischen „Colateralschäden“ sprechen. Um diesen „Kriegszustand“ und die Wirkung auf die Stadt und ihre Bewohner zu verstehen muss man allerdings tiefer in die Krisengeschichte der 70er Jahre eintauchen. Diese hatte ihre sozialräumlichen Voraussetzungen allerdings schon in den 50er und 60er Jahren entwickelt. Seit dieser Zeit fand eine verstärkt zunehmende Abwanderung vor allem der weißen aber auch der aufgestiegenen schwarzen Mittelschicht in die Stadtrandgebiete die sich durch die Wirtschaftskrise der 70er Jahre in den oben genannten Stadtteilen besonders beschleunigte und in den betroffenen Arealen eine fatale Eigendynamik der sozialen Deklassierung in Gang setzte.

Die zu dieser Zeit massiv zunehmende Arbeitslosigkeit auf Basis eines schon hohen Erwerbslosensockels in der noch verbliebenen schwarzen und der Latinobevöl-

kerung bedeutete nämlich vor allem für eine ganze Generation jugendlicher Farbiger den Verlust jeder Aufstiegsperspektive, ja überhaupt jeder Arbeits-, und damit regulären VerdienstpERSpektive. Gleichzeitig wurde durch die zunehmende Arbeitslosigkeit ihrer Väter und Mütter, die ja zum großen Teil in den niedergehenden Branchen der Stadt beschäftigt waren, der familiäre Rückhalt geschwächt oder sogar gänzlich zerstört.

Die Krise der Siebziger Jahre als innerstädtischer Kriegszustand

Der Übergang zur materiellen Zerstörung ganzer Stadtviertel hat dabei zum einen mit der teilweise rigorosen Geldpolitik der New Yorker Banken aber auch mit den speziellen Grundsteuergesetzen der Stadt zu tun. Während die Banken im Interesse der Bodenspekulanten, wie schon häufig in der Stadtgeschichte, den absehbaren Niedergang bestimmter Stadtareale beschleunigten, indem sie sie nach gemeinsamer Absprache von jeglichen Krediten ausschlossen, in Fachkreisen „Redlining“ genannt, weil solche Bezirke mit roter Farbe auf dafür vorgesehenen Karten umrandet wurden, versuchten Hausbesitzer, die z.B. auf Grund sinkender Mieteinnahmen keine Grundsteuern mehr zahlen konnten, dem dadurch programmierten Verlust ihrer Häuser an die öffentliche Hand durch Brandstiftung zu entgehen. Die damalige Steuergesetzgebung der Stadt sah nämlich vor, dass nach drei Jahren ohne Grundsteuerzahlungen das Haus automatisch ins Eigentum der Stadt überging. Da bot die vorherige und absichtliche Zerstörung des Hauses, zumindest wenn einem diese nicht nachgewiesen werden kann, zumindest den Gewinn einer Versicherungssumme. Brennende Häuser, zunehmendes Bandenunwesen der arbeits- und perspektivlosen Jugendlichen und eine allgemein sich verschlechternde ökonomische Lage hatte dann auch den Rest derer vertrieben, die noch in Arbeit und Brot standen.

Diese „Kriegszonen“ der Stadt infiltrierten natürlich auch die umliegenden Gebiete, indem sie zu Drogenumschlagsplätzen und Kriminalitätsherden wurden, wobei gerade der flächendeckend zunehmende Straßenraub zum größten Teil selbst nichts anderes als Drogenbeschaffungskriminalität darstellte. Gleichzeitig wurden auf dem Höhepunkt der Krise, weil die Stadt faktisch bankrott war, auch bei der Polizei und der Feuerwehr massive Entlassungen vorgenommen. Die gleichzeitig aus der puren Not vorgenommen radikalen Einschnitte im städtischen Gesundheitswesen führten, nachdem die Obdachlosenzahlen schon durch die Verarmung und die Stadtzerstörung massiv angestiegen waren, obendrein zu einer neuen Welle ganz spezifischer Obdachlosigkeit, da eine große Zahl der stationär versorgten psychisch und geistig Kranken im wahrsten Sinne des Wortes auf die Straße gesetzt und sich dort selbst überlassen wurden. Sie boten zusammen mit den anderen Wohnungslosen wiederum ein neues riesiges Einfallstor für den Verkauf von Drogen.

Mitte der achtziger Jahre verschärft sich das durch die Krise massiv zunehmende Drogenproblem ein weiteres Mal durch den neuen Billigstoff namens „Crack“, was

wiederum die in New York weit überdurchschnittlich ausgebreitete Aidsseuche vorantrieb. Damit wurde auch die Straßenkriminalität noch weiter verbreitet und für die Opfer gefährlicher, denn die Täter hatten sich selbst immer weniger unter psychischer Kontrolle und griffen immer häufiger auch dann zur Waffe, wenn dies aus der Situation gar nicht geboten war. Um diese weitere Verschärfung des innerstädtischen Krieges richtig zu verstehen, muss man eine weitere soziokulturelle Besonderheit New Yorks als amerikanische Stadt mit ins Erklärungskalkül ziehen: Den besonderen Zusammenhang der nationalen Waffen- und Drogenpolitik.

Die Mafia, die Drogen und der öffentliche Raum

Sie liegt zwar jenseits der Einflusses der New Yorker Stadtverwaltung steht aber seit vielen Jahrzehnten mit einer weiteren ihrer zivilgesellschaftlichen Besonderheiten in enger Verbindung: der lokalen Mafia. Die mit der italienischen und vor allem sizilianischen Cosa nostra immer noch verbundene und in der italienischen Gemeinde der Stadt tief verankerte Kriminellenorganisation, die lange Zeit auch die örtliche Gewerkschaftsbewegung unterwandert hatte, ist hier zu aller erst und in großem Maßstab ins Drogengeschäft eingestiegen und hat dieses von dort aus über das ganze Land verbreitet. Zugleich hat sie ein weltweites Zuliefersystem aufgebaut, dass in den USA vor allem aus Lateinamerika gespeist wird.

Diese Drogen wurden und werden zwar – mehr als in den gesamten USA – in New York auch von der Ober- und oberen Mittelschicht konsumiert. Der eigentliche lokale Massenmarkt lag jedoch – wie auch in den anderen Großstädten des Landes – immer in den farbigen Armutsstadtteilen und hat sich dort auch ständig vergrößert, bzw. wurde er dort von der Mafia durch ein diffiziles Unterverteilungs- und Abhängigkeitssystem systematisch ausgebaut. Allein die zahlenmäßige Größe der betreffenden New Yorker Stadtteile und die traditionell besonders schwierige soziale Lage vor allem der schwarzen Ghettos in Harlem und Brooklyn machten hier das Drogengeschäft besonders lukrativ. Zugleich förderte die Armut selbst den Aufbau des Dealerwesens, kann man doch auf Grund der horrenden Gewinnraten auch dem kleinsten Rädchen des Verteilersystems „Gehälter“ bezahlen, die eine komplette Großfamilie ernähren und dem Dealer selbst ein Leben mit allen äußerliche Zeichen des Wohlstandes versehen. Ein Angebot, dem vor allem ansonsten chancenlose Jugendliche trotz der tödlichen Gefährlichkeit dieses Jobs nur schwer widerstehen können. Hebt er doch zugleich das für sie besonders wichtige Ansehen in ihrer Peergroup enorm. Selbst Eltern mit noch vorhandenem Verdienst und ansonsten großem Einfluss auf ihre Kinder sind hier machtlos. Erst recht die, die über beides nicht mehr verfügen. Sie unterstützen sogar häufig Wohl oder Übel die „Tätigkeit“ ihres Sprößlings wenn er sie damit zugleich mit ernährt.

Die massive und in diesem Ausmaß bisher unbekannt bauliche und soziale Zerstörung von Teilen der Stadt in den 70er und Teilen der 80er Jahre, aber auch die daraus erwachsende Drogenkriminalität lässt sich nur unter Berücksichtigung die-

ses sozialen Mechanismus erklären. Aber auch die reine Armutskriminalität der vorrangig jugendlichen Täter hatte laut den diesbezüglichen sozialwissenschaftlichen Untersuchungen ihr erstes Übungs- und Erprobungsfeld in den niedergegangen und nur noch von der Sozialhilfe gespeisten Nachbarschaften und dehnte sich von da aus auf die ganze Stadt und damit auch auf Manhattan aus. Nicht zuletzt weil die dort konzentrierten Touristen nicht nur von der Menge sondern auch von ihrer Unerfahrenheit leichte und zugleich und in der Regel besser bestückte Beute waren und sind.

Die abgebrannten oder leerstehenden Häuser in den zerstörten Armutsgebieten der Stadt verschlimmerten aber die Situation in den Entstehungsgebieten des zunehmenden Straßenverbrechens, dienten sie doch häufig als erst von den Betroffenen und später auch in Fachkreisen so genannte „Shootgalleries“, d.h. als auch von der Nachbarschaft nicht mehr kontrollierbarer Drogenverteilungs- und vor allem auch Einnahmeplätze. Zugleich führte der Kampf um den so vergrößerten und zugleich immer ungestörteren mikrolokalen Suchtmarkt zu immer wiederkehrenden und immer brutaleren Auseinandersetzungen unter verschiedenen Dealern und Dealergruppen. Da diese häufig auch mit den dort wachsenden Jugendgangs verbunden oder direkt als solche organisiert wurden, war in diesen Stadtteilen der öffentliche Raum überhaupt nicht mehr zu sichern. Das beschleunigte wiederum ihren weiteren Niedergang enorm.

Der zunehmende und durch die Drogen selbst beförderte Waffengebrauch führte durch die unzureichenden und zugleich in der New Frontier Kultur des Landes tief verwurzelten amerikanischen Waffengesetze diesbezügliche zu einer Aufrüstung der Gangs, die diese Quartiere im wahrsten Sinne des Wortes in den dauernden Kriegszustand versetzten. Selbst wenn die Polizei in dieser Zeit gewillt und zahlenmäßig in der Lage gewesen wäre, dort die öffentliche Ordnung wieder herzustellen, es wäre ihr im Angesicht der Bewaffnung und der äußersten Gewaltbereitschaft ihrer Kombattanten mit Sicherheit sehr schwer gefallen.

Giulianis „Zero Tolerance“ als Folge des innerstädtischen Krieges

Gulianis „Zero Tolerance“ Politik, mittlerweile weltweit nachgeahmt, war in Anbetracht der verfehlten nationalen Drogenpolitik und dem Zustand im öffentlichen Raum der Stadt zu Beginn seiner Amtsperiode nichts anderes als die einzige pragmatische Möglichkeit, auf städtischer Ebene zumindest Teilen der Bevölkerung im öffentlichen Raum wieder Sicherheit zu verschaffen. Auch die farbigen New Yorker dankten es ihm mit einer fulminanten Wiederwahl. Seine konservative rechtstaatliche Grundüberzeugung war es aber auch, die ihn, in den Jahren vor seiner Wahl zum Bürgermeister, als Generalstaatsanwalt im Gegensatz zu seinen liberaleren Vorgängern relativ erfolgreich und ohne Rücksicht der lokalen Mafia selbst an den Kragen gehen ließ. Auch dies war eine Voraussetzung seines Wahlerfolges als erster Republikaner im Bürgermeisteramt. Noch mehr jedoch war es der oben be-

schriebene Zustand des öffentlichen Raumes selbst, den er in seinen Law-and-Order-Wahlreden immer wieder thematisierte. Dabei war er jedoch nicht der Erfinder dieses „Wehret den Anfängen“ Konzeptes. Entstanden ist es vielmehr in den Jahren vor seinem Amtsantritt bei der Führung der U-Bahnpolizei, dessen Chef dann, nachdem er dessen Effizienz quasi unter Tage nachgewiesen hatte, unter Giuliani zum Leiter der gesamten städtischen Ordnungskräfte aufstieg.

Das die unendlich verzweigten und in den achziger Jahren zunehmend verwahrlosten U-Bahnhöfe sowie das völlig herunter gekommenen Innere der U-Bahnwagen der Stadt der Ausgangspunkt der neuen Politik für den öffentlichen Raum waren, verwundert allerdings nicht. Hier schaukelte sich die strukturelle Unkontrollierbarkeit, das massiv verringerte Personal und die materielle Zerstörung des öffentlichen Raumes zum Bedrohungs- und Kriminalitätsherd Nr. 1 der Stadt auf. Die U-Bahnstationen und Wagen waren, nur noch ähnlich den städtischen Parks in der Dunkelheit, ein fast ganztägiger Angstraum für ihre Benutzer. Selbst zu Rushhour Zeiten, ja zum Teil gerade dann, kam es zu immer brutaleren Überfällen, wobei es sogar vor kam, das Passanten nur „zum Spass“ aus dem Getümmel heraus von den meist jugendlichen Tätern vor die einfahrenden U-Bahn gestoßen wurden.

Die Aufstockung der Polizeikräfte um sage und schreibe 5.000 Cops gleich zu Beginn von Gianianis Amtszeit war da nur folgerichtig, wobei nicht unerwähnt bleiben darf, das damit rein zahlenmäßig nicht viel mehr als das Angleichen an die Zeit vor den radikalen Haushaltskürzungen geschehen war. Die Präsenz der Polizei im öffentlichen Raum konnte unabhängig von dieser Tatsache damit allerdings erheblich erhöht werden. Gerade in den schwierigeren Stadtteilen wurden sie zusätzlich auf Fahrräder gesetzt um den gerade den äußerst ortskundigen und wieselschnellen jungen Straftätern in ihrer microlokalen Mobilität gewachsen zu sein.

Vom inneren zum äußeren Feind

Für Giuliani selbst war der innerstädtische Krieg jedoch weniger ein Ausdruck struktureller sozialer und ökonomischer Konflikte sondern eine extreme Verhaltensform bestimmter Leute, die es rigoros und direkt zu bekämpfen, bzw. deren Aktionen es von vorneherein zu verhindern galt. Gesetzesbrecher standen dabei letztlich auf der gleichen Ebene wie Obdachlose, Drogenabhängige oder Prostituierte, bzw. machte er die Letzteren dazu, in dem er für sie die Aufenthaltsregeln so verschärfte, dass sie z.B. durch das Übernachten auf einer Parkbank zur Kriminellen wurden. Sie alle waren für ihn Störer des städtischen Friedens den er zugleich und nicht zu Unrecht als zentrale Voraussetzung für das ökonomische Wohlergehen New Yorks ansah. In diesem Sinne konnte es für ihn letztlich auch keine Unterscheidung zwischen inneren und äußeren Feinden „seiner“ Stadt geben.

Im Umgang mit kollektiven Ängsten erprobt, von tief puritanischen und konservativ-christlichen Überzeugungen geprägt, rigoros bis zur Selbstverleugnung in seiner Entscheidungsfähigkeit, war er so auch wie geschaffen zu einem der schil-

lernenden Helden des 11. Septembers zu werden, der mit unglaublicher Selbstdisziplin und Souveränität das Stadtschiff durch einen seiner dramatischsten Stürme führte. Im Gegensatz zu seinen Vorgängern Ed Koch und David Dinkins war er aber auch von seiner Denktradition her in der Lage die Liberalität der Stadt für das höhere Ziel der Sicherheit einzuschränken. Dabei brauchte er in der Folge des Terroranschlages seinem bisherigen Ordnungs- und Kontrollverhalten keine wirklich neue Qualität sondern nur eine wesentlich größere Intensität und Reichweite geben. Die Sicherheit und Ordnung dieser Stadt war nun von innen wie von außen gefährdet und erforderte diesbezüglich ein noch striktere und härtere Führung. Das diese Politik dabei aber auch seiner autoritären Persönlichkeit und seinem an den Sekundärtugenden geschulten Charakter entsprach, verwundert in diesem Zusammenhang natürlich nicht und war in Anbetracht der realen Ereignisse wahrscheinlich sogar ein Vorteil für die gesamte Stadt.

Eine Politik, die sein Nachfolger im übrigen bis heute konsequent weiter führt und damit zur Zeit nicht nur im nationalen Trend liegt sondern auch auf die Zustimmung der Mehrheit der New Yorker rechnen kann. Das heißt jedoch noch lange nicht, dass das soziokulturelle Pendel nicht über kurz oder lang in dieser Stadt wieder in die gegenteilige ihr eher angestammte Richtung aus- oder besser zurückschlägt. Erst recht nicht, wenn dadurch ihr ökonomische und soziale Dynamik nicht eingeschränkt sondern eher gefördert wird.